

ZWISCHEN ANGST UND HOFFNUNG

Als russische Jüdin in Deutschland

Jelena Reichardt

Eine russische Jüdin -was ist das eigentlich? Eine Gläubige jüdischer Konfession, die aus Rußland stammt? -So würden es viele definieren. Genau das haben sich auch die jüdischen Gemeinden in Deutschland vor fast vier Jahren vorgestellt, als die ersten jüdischen Flüchtlinge aus der Sowjetunion in die damalige DDR kamen. Ein kleines Kontingent ein paar Tausend Leute. Seit Dezember 1990 gehöre auch ich dazu, aufgenommen im Rahmen des Kontingentflüchtlingsgesetzes.

Es ist heutzutage nicht gerade angenehm als Ausländer bzw. Ausländerin in Deutschland zu leben. Noch dazu als Flüchtling -sozusagen ein Ausländer zweiter Klasse. Und als Jüdin.

Ich gehöre zu keiner Glaubensgemeinschaft; ich bin in der Sowjetunion geboren und groß geworden, in einer atheistischen Gesellschaft, wo weder Glaube noch Kirche eine Rolle spielten, wo "Jude" bloß als Nationalität galt und immer noch gilt. Als Volkszugehörigkeit, die mit Konfession nichts mehr zu tun hat. In meinem Falle kommt hinzu, daß ich gar keine Volljüdin" bin, sondern lediglich eine "Halbjüdin" bzw. "Halbrussin".

Was das für mich bedeutet? Zunächst einmal meine eigenen Identitätsprobleme. [Fühle ich mich als Jüdin, als Russin, als russische Jüdin oder als jüdische Russin) Vor allem aber die ständige Suche nach Geborgenheit, die es in meiner multinationalen Heimat leider nicht gab. Wenn du "halbiert" bist, gehörst du nirgendwo richtig hin, du bist immer unterwegs, immer auf der Flucht. Du versuchst deinen Ängsten zu entfliehen, in der Hoffnung, die Sicherheit, die Geborgenheit in einem fremden Land zu finden. So ist das Schicksal vieler meiner Leidensgenossen. -Mein Schicksal hat mich nach Deutschland gebracht.

Seit fast drei Jahren lebe ich in Erfurt. Als eine Hamburger Journalistin mich vor zwei Jahren interviewte, stellte sie mir unter anderem die Frage, wie ich mich als Jüdin in Deutschland fühle. Natürlich wußte ich aus dem Geschichtsunterricht über den Holocaust und all die Grausamkeiten, die im "Dritten Reich" hier geschahen. Aber das war alles so weit weg. Alles war doch längst vorbei und vergessen. Nie dachte ich ernsthaft über die dunklen Seiten der deutschen Geschichte nach. - Antisemitismus? Judenverfolgung? -Davon gab es genug in meinem eigenen Land. Diskriminierung und Judenhaß in Rußland waren für mich eine wirkliche Gefahr, nicht die deutsche Geschichte. Es geschah in meinem Heimatland und nicht in Deutschland, daß ich nicht an der Universität studieren durfte. Die Quote für Studenten jüdischer Abstammung ließ es nicht zu. Die deutsche Sprache aber, deutsche Literatur und Kultur haben mir dieses Land längst vertraut gemacht. Für mich war Deutschland immer das Land Goethes und Schillers, das Land Johann Sebastian Bachs und Ludwig van Beethovens. Wie naiv mag das für manches Ohr klingen! Das neue freie Deutschland, das Bruderland DDR, aber auch die dekadente, jedoch fortschrittliche und demokratische Bundesrepublik waren mir schon lange sympathisch, auch als ich an die Ausreise aus der Sowjetunion gar nicht zu denken vermochte.

Also kam ich nach Deutschland auf der Suche nach Sicherheit und Geborgenheit, nach Schutz vor Verfolgung. Damals, vor drei Jahren, konnte ich zum ersten Mal offen sagen: Ich bin jüdisch, ohne Angst zu haben, daß ich für meine Offenheit büßen muß. Zum ersten Mal konnte ich sicher sein, daß ich mich -einer Herkunft nicht zu schämen brauche. Ich konnte sicher sein, daß es niemandem einfallen würde, an der Form meiner Augen und der Länge meiner Nase meine Nationalität festzustellen. Ich war so froh! Bis zu jenem Tag" als meine Freundin aus Hamburg mir sagte: "Hör du, jedem zu erzählen, daß du eine Jüdin bist! Bist du wirklich so naiv? Judenhasser gibt es immer noch, daran hat sich nichts geändert."

Ich glaubte ihr nicht. Ich hatte überhaupt keine negativen Erfahrungen hier, in Deutschland, gemacht. Alle waren nett zu mir. Ich hatte keine Angst, nur viele Hoffnungen. Jüdin in Deutschland zu sein war auf jeden Fall besser, als Russin zu sein -zumal in Ostdeutschland. Es gab viel mehr Gründe, ehemalige Opfer besser zu behandeln als ehemalige Besatzer. Ein Arbeitsvermittler im Arbeitsamt entschuldigte sich sogar nachträglich, daß er mich während unseres ersten Gesprächs als Russin und nicht als Jüdin eingeordnet hatte. Für mich gab es keinen Antisemitismus in den neuen Bundesländern, auch keine Fremdenfeindlichkeit, zumindest damals nicht, Anfang 1991.

Im Mai 1991 begann ich im Büro der Ausländerbeauftragten im Magistrat der Stadt Erfurt zu arbeiten. Zusammen mit einer anderen Kollegin habe ich das Konzept einer Projektwoche ausgearbeitet, die wir im Laufe der zwei darauffolgenden Jahre an Erfurter Schulen durchführten: "Ausländer und Flüchtlinge in Deutschland". Es war das erste Mal, daß ich - als Leiterin des Projekts und gleichzeitig als Betroffene - mit den ausländerfeindlichen und zum Teil rechtsradikalen Ansichten deutscher Jugendlicher konfrontiert wurde. Unsere Projektwochen hatten Erfolg. Es gelang uns, den Schülern nahezubringen, daß es *den* Ausländer nicht gibt, daß es "gute" Russen, Juden, Türken, Vietnamesen, Afrikaner gibt und "schlechte". Genau wie bei den Deutschen. Aus dieser Arbeit entstanden richtige Freundschaften: zwischen Ausländern, die an dem Projekt teilnahmen, und deutschen Jugendlichen. Was ich jedoch nicht zustande bringen konnte, war, die Wahrheit über mich selbst zu sagen, über die Tatsache zu reden, daß ich als Flüchtling nicht immer akzeptiert werde, sondern die Befürchtung in mir hochsteigt, bemitleidet zu werden. Ein Flüchtling ist doch immer ein "armes Schwein", ein Schwächerer, ein Opfer. Ich wollte mich auf keinen Fall als solches bloßstellen. Ich wollte und mußte als Stärkere dastehen, denn starke Menschen werden eher akzeptiert, als die schwächeren, auch in Deutschland. Meine Erfahrungen bestätigten meine Gedanken. Die deutsche Mentalität (falls sie als solche überhaupt existiert), dieses gewisse "typisch Deutsche", beinhaltet nicht nur Pedanterie, Sauberkeit und Ordnungssinn, sondern auch enorme Bereitschaft, sich der Mehrheit anzupassen, den Vorgesetzten zu gehorchen. Viele ostdeutsche Jugendliche, zumal jene, die nach rechts tendieren, sehnen sich geradezu nach einer Autoritätsperson, einem starken Führer. Die Ursache solch einer Gesinnung liegt wohl zum Teil im alten DDR-System mit seiner ausgeprägt autoritären Erziehung begründet. Aber nicht nur darin. So war es auch in meinem Projekt: Als Projektleiterin - als Führerin - wurde ich akzeptiert und wurde sogar gemocht. Aber mich selbst als Flüchtling, ja, jüdischen Flüchtling bloßzustellen, davor hatte ich Angst.

Ich fürchte immer noch, daß meine jüdische Herkunft zwischen mir und anderen einen Zaun, eine Mauer errichten kann. Eine Mauer, die entweder aus der Xenophobie oder auch aus den Schuldgefühlen der Deutschen bestehen würde. Ich möchte nicht ewig umzäunt leben. Denn im Grunde fühle ich mich in Deutschland wohl. In meinem Freundeskreis fühle ich mich "einheimisch". Wenn ich jedoch mit fremden Menschen hier in Ostdeutschland rede, spüre ich, daß ich keine von ihnen bin, ein Fremdling eben. Oft ist es gar nicht böse gemeint, wenn ein Bahnbeamter meine Frage in gebrochenem Deutsch und dazu sehr laut beantwortet. Oder wenn eine alte Dame im Cole zu nett und zuvorkommend zu mir ist, als daß es ehrlich sein könnte. Es wird einem Ausländer a priori unterstellt, daß er tagaus, tagein negative Erfahrungen macht. Und so wollen diese netten Leute uns Ausländer besonders gut behandeln. Wenn dies mich betrifft, werde ich jedes Mal etwas gekränkt. Ich würde es aber nicht wagen, meine Gefühle zu zeigen. Dies könnte die gutmeinende alte Dame beleidigen.

Fremdenhaß entsteht oft aus Fremdenangst. Die Quelle dieser Angst liegt in jedem von uns; Angst vor dem eigenen Fremdsein, dem eigenen Anderssein, vor dem "Polizisten im eigenen Kopf". Und so ist Fremdenhaß nicht nur gegen die fremden anderen Menschen gerichtet, sondern auch gegen sich selbst, gegen die eigene Persönlichkeit. Gerade von daher ist die Auswirkung dieser Angst selbstzerstörerisch. Man grenzt sich aus, kapselt sich ab. Die deutsche Gesellschaft wird mehr und mehr zu einer Armee von Individualisten. Jeder hat Angst vor jedem. Andererseits kann ich auch die Menschen verstehen, besonders jene in den neuen Bundesländern, die für solche Fremdenangst anfällig sind. Toleranz lernt man mit der Lebenserfahrung. In den vierzig Jahren der DDR war "Fremdsein" ("Anderssein") nicht nur streng verboten, sondern zuweilen lebensbedrohlich. Die Menschen hatten einfach keine Möglichkeit, den Umgang mit den ANDEREN (egal, ob sie anders aussahen oder anders dachten) zu lernen, zu erfahren. Man durfte von der Norm nicht abweichen. Auch das Fremde in der eigenen Person versuchte man zu verdrängen, statt zu akzeptieren. Das war einfacher. Und heute scheint es vielen Menschen weiterhin leichter zu fallen. Aber nicht nur Fremdenfeindlichkeit, sondern auch die so oft übertriebene Fremdenfreundlichkeit bereitet mir manchmal Probleme. Die letztere ist oft nur die andere Seite derselben Medaille. Auch sie grenzt uns, die Fremden, aus. Ob die "guten Deutschen" dies manchmal merken?

Die ständige Frage, die mich seit drei Jahren verfolgt - "Wo kommen Sie denn her? Wie sind Sie denn nach Deutschland gekommen?" - wird nie an einen "Eingeborenen" gestellt. (Was auch logisch ist.) Doch für mich wird sie immer wieder zum Beweis meiner Ausgrenzung, meiner Unnormalität. Man erwartet von mir eine Antwort, ich sehe in dieser Frage die latente Forderung einer Rechtfertigung. Die Erfahrungen sind manchmal schmerzhaft. Als mein Freund und ich hier in Erfurt heiraten wollten, stellten wir fest, daß das für einen Ausländer eine ziemlich kosten-, zeit- und nervenraubende Sache ist. Es hat Monate gedauert, bis ich alle erforderlichen Unterlagen besorgend, übersetzen und anerkennen lassen konnte. Zum Glück hieß es: "Kontingentflüchtlinge sind in Sachen Eheschließung wie Deutsche zu behandeln." Das heißt, sie brauchen kein Ehesfähigkeitszeugnis von ihrer Botschaft bei-

zubringen. Wie könnte denn ein Flüchtling von der Behörde seines Landes, aus dem er geflohen ist, ein Dokument besorgen? Drei Tage vor Bestellung des Aufgebots teilte mir die Leiterin des Standesamtes jedoch mit, ich sei nach Auskunft der Ausländerbehörde kein anerkannter Flüchtling. Ich dürfe also nicht heiraten und solle eine Ehefähigkeitsbescheinigung besorgen. Die Ausländerbehörde bestätigte mir dagegen, daß sich an meinem Status nichts geändert hatte. Voller Hoffnung ging ich erneut zum Standesamt und teilte das Ergebnis mit. Nur wollte es die Amtsleiterin nicht akzeptieren und beharrte darauf, daß ich zu meiner Botschaft müsse. Sie wollte jetzt unbedingt wissen, wie ich zu meinem Flüchtlingsstatus gekommen bin. Sie ließ Nachforschungen laufen, prüfte, ob ich wirklich jüdisch bin und wie jüdisch eigentlich und ob ich es überhaupt verdiene, in „ihrem“ Lande bleiben zu dürfen. War sie nur eine besonders sture, menschenfeindliche Bürokratin oder hatte sie Vorbehalte gegen "Mischehen", zumal ich "verjudet" bin? Auf jeden Fall war es offensichtlich, daß sie meinen Status zerstören wollte. Die Angst, die mich plötzlich packte, steckte auch andere Angehörige an, Angst davor, abgeschoben zu werden. "Heutzutage bedarf es keines triftigen Grundes, um einen Ausländer abzuschieben. Wir stehen wieder am Beginn des 'Dritten Reiches'." Das sind die Worte meines Schwiegervaters.

Wir hoben es letztendlich doch geschafft, zu heiraten. Allerdings wissen meine Schwiegereltern bis heute noch nicht, daß wir unseren "Sieg" auch dem Einsatz der Jüdischen Landesgemeinde zu verdanken haben. Meine Schwiegereltern wissen immer noch nicht, daß ich jüdisch bin. - ich mag sie. Sie mich auch. Aber ich habe immer noch Befürchtungen, daß das Wissen um meine Herkunft Barrieren zwischen uns aufbauen und unser Verhältnis verkrampfen könnte. Vor einem Jahr hoben sie immerhin die Republikaner gewählt. Heute sehen sie viele Dinge anders. Und trotzdem ... Mein Traum, meine große Hoffnung ist: Daß die Deutschen mich so behandeln, wie ihresgleichen; mich hassen, wenn ich Häßliches tue, mich mögen, weil ich als ein in diesem Lande lebender Mensch so toll bin oder mich ohne Rücksicht auf meine Herkunft oder meinen Paß akzeptieren. Ob das irgendwann kommt?

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 10/ 1993,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>